

MÜLLER-SEIDEL, MUSCHG & SCHILLER

Walter Müller-Seidel und Adolf Muschg im Gespräch über Schiller und die Politik¹

Moderation: Jan Bürger

JAN BÜRGER: Guten Abend, meine Damen und Herren. Das erste Wort soll doch Schiller selbst haben:

In einem Tal, bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wusste nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseeligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe,
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, *jenem* Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe
ein jeder ging beschenkt nach Haus.

¹ Der folgende Text basiert auf einem Mitschnitt der Veranstaltung vom 27. Januar 2010.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben Beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Ja, Sie kennen es alle, *Das Mädchen aus der Fremde*, Schillers berühmtes Gedicht, Schillers berühmte Allegorie auf die Musen. Ich wollte das Gedicht am Anfang noch einmal in Erinnerung rufen, weil wir genau unter einem Relief sitzen, das dieses Gedicht illustriert. Es ist eins von elf Reliefs in diesem Saal, die Robert Haug entworfen hat und die nicht unwesentlich zu dem Charme dieses Saals beitragen, der 1903 eröffnet wurde und den wir heute, ja, wiedereröffnen, vielleicht nicht ganz so feierlich, wie man es vor gut hundert Jahren getan hätte, dafür vielleicht mit umso illustren Gästen.

Wir haben es gewagt, diesen Raum jetzt auch erstmals als Veranstaltungsraum zu nutzen: Mit den hussenüberzogenen Stühlen, auf denen Sie hoffentlich bequem sitzen, und dem Teppich werden wir, glaube ich, die schwierige Akustik in den Griff bekommen.

Mit Schillers *Mädchen aus der Fremde* wollte ich Sie natürlich am allerherzlichsten willkommen heißen, als unsere Gäste hier auf der Schillerhöhe. Mit dem neuen Saal wollen wir auch eine neue Veranstaltungsreihe beginnen, die einen ganz schlichten Titel trägt, sie heißt: »Autor und Autor«. Diese Reihe soll für Begegnungen zwischen Schriftstellern, Künstlern und auch Musikern und Denkern stehen, für die Konfrontation eines Autors mit Fundsachen aus dem Archiv, für überraschende Allianzen, für intellektuelle Kollisionen, ja es können auch Unfälle sein, wie sie vielleicht nur hier auf der Schillerhöhe möglich sind. Wir werden also hier auf dem Podium nicht unbedingt Liebespaare begrüßen können – nicht nur das trennt uns von Schillers *Mädchen aus der Fremde* -, aber inspirierend werden diese Begegnungen hoffentlich sein, diese Stunden hier in diesem schönen Saal.

Ich begrüße die ersten beiden Gäste in unserer Reihe. Links von mir sitzt Walter Müller-Seidel – herzlich willkommen Herr Müller-Seidel. Im Grunde gehört Walter Müller-Seidel ja zu diesem Haus. Er hat mir vorhin auf der Museumstreppe gesagt, er sei das erste Mal dort 1949 heruntergegangen, ich habe die Vermutung, dass es vielleicht sogar noch früher gewesen sein könnte, denn 1949 hatten Sie ja schon Ihre Dissertation über Schiller abgeschlossen, und, wer weiß, die Zeit ist lang ... Auf jeden Fall war Walter Müller-Seidel 40 Jahre lang Mitherausgeber des *Jahrbuchs der Deutschen Schillergesellschaft*. Und in den 70er-Jahren gehörte er als

damaliger Vorsitzender des Deutschen Germanistenverbandes auch zu den Mitbegründern der Arbeitsstelle für die Geschichte und die Erforschung der Germanistik hier in Marbach, die das Deutsche Literaturarchiv nicht laut, aber entscheidend prägte – und bis heute prägt.

Walter Müller-Seidel hat sich wirklich enorm lange und intensiv mit Schiller auseinandergesetzt; und wenn er sich im Laufe der Jahre überhaupt einmal von diesem einen Hauptforschungsgegenstand abgewendet hat, dann, um sich so großen Autoren wie Kleist oder E.T.A. Hoffmann oder Hölderlin oder Fontane zuzuwenden. Spätestens vor 30 Jahren kehrte er wieder zu Schiller zurück, zum Namenspatron dieses Museums. 1983 erschien nämlich seine große Aufsatzsammlung *Die Geschichtlichkeit der deutschen Klassik. Literatur und Denkformen um 1800*. An diesen Jahreszahlen, die ich jetzt genannt habe, sehen Sie, dass wir es heute tatsächlich geschafft haben, drei Generationen hier zu vereinen.

Auch unseren zweiten Gast, Adolf Muschg, rechts neben mir, muss ich eigentlich gar nicht vorstellen. Er hat sich im Laufe seiner jetzt auch schon recht langen Publikationsjahre als Romancier, Erzähler, Essayist und Dramatiker – das wird oft übersehen – hervorgetan und sich auch als Hochschullehrer immer wieder mit Schiller beschäftigt, obwohl ihm, glaube ich, Goethe wahrscheinlich noch ein bisschen näher liegt. Wer Adolf Muschg vor allen Dingen als wunderbaren Romancier kennt und bewundert – im Moment sitzt er gerade an einem neuen Roman, der nicht bei Suhrkamp, sondern bei seinem neuen Verlag Beck erscheinen wird –, mag überrascht sein, dass er zwischen 1970 und 1999 auch Deutsche Sprache und Literatur an der Eidgenössisch-Technischen Hochschule in Zürich unterrichtet hat und sich in der Schweiz – und damit nähern wir uns langsam dem Thema des heutigen Abends – auch immer wieder politisch eingemischt und politisch betätigt hat. Nach Marbach hat ihn, glaube ich, zumindest offiziell, das letzte Mal ebenfalls Friedrich Schiller geführt, das ist jetzt fast fünf Jahre her, als er im April das Schillerjahr 2005 mit einem ungewöhnlich eindrucksvollen Vortrag über Schiller und die Schweiz eröffnet hat, der später auch in erweiterter Form in unserem Band *Friedrich Schiller. Dichter, Denker, Vor- und Gegenbild* erschienen ist.

Unser Thema soll heute ›Schiller und die Politik‹ sein; es wurde gleichsam mit dem neuen Buch von Walter Müller-Seidel angeschlagen: *Friedrich Schiller und die Politik*. »Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe«, es erschien im Oktober 2009 im Beck Verlag.

Lieber Herr Müller-Seidel, jetzt diese Beschäftigung mit Schiller, noch einmal so intensiv, nach all den Jahren ... Gab es da auch Momente, in denen Sie sich dachten: »Das kann ich mir nicht noch einmal zutrauen, ich habe einen gewissen Überdruß«?

WALTER MÜLLER-SEIDEL: Nein, überhaupt nicht.

J.B.: Was ist es, das Sie immer wieder fasziniert, herausgefordert hat an Schiller?

W.M-S.: Seine Dramen und das Ganze seiner Person.

J.B.: Sie legen in Ihrem Buch ja dar, dass Schillers Ästhetik im Grunde von Anfang an auch eine politische Ästhetik sei.

W.M-S.: Ja.

J.B.: Und Sie wehren sich damit gegen eine These, die ja lange Jahre eigentlich fast zum *common sense* gehörte: dass Schiller sich doch von der Tagespolitik sehr fernhielt. Mögen Sie einmal kurz zusammenfassen, wie Sie Schiller in Ihrem Buch darstellen?

W.M-S.: Gut, ja. Also zunächst bedanke ich mich für die Einladung und auch dafür, dass Sie einen Schweizer Kollegen wie den verehrten Herrn Kollegen Muschg eingeladen haben, weil die Schweiz ein zentraler Bezugspunkt in meinem Buch ist. Ich denke, dies ist in dreifachem Sinne der Fall: einmal als das Land Wilhelm Tells, in dem es vor Urzeiten einen Tyrannenmord gegeben hat, der dann sozusagen in die Gegenwart zurückgeholt wird. Zweitens, und das hat die neuere Forschung etwas außer Acht gelassen, im Hinblick auf die helvetische Republik, die es von 1798 bis 1803 gegeben hat, von Napoleon gegründet, von ihm wieder zerstört. Anfangs kamen er und seine Truppen als Revolutionsbringer, das änderte sich bald, er kehrte in die alte Politik der Eroberung und Invasion zurück, er beutete die Schweiz aus und hat keine gute Erinnerungen hinterlassen. Ein dritter Aspekt ist die Schweiz als Ideal und Idol der deutschen Republikaner, die hier gerne waren: Wieland zum Beispiel oder Goethe, der den Stoff des *Wilhelm Tell* mit nach Weimar brachte und es Schiller überließ, ihn zu bearbeiten, Kleist, der sich hier etwas erholt hat. Und dann Hölderlin, der einige Jahre um 1800 hier gelebt und an seine Schwester einen herrlichen Brief geschrieben hat. Und dann sein Freund Casimir Ulrich Böhlendorf, der 1802 seine *Geschichte der Helvetischen Revolution* veröffentlicht, eine einzige Abrechnung mit dieser Republik, und schließlich Johann Gott-

fried Ebel, ein aus Schlesien stammender Arzt und Schriftsteller, begeisterter Anhänger der Revolution, der in Paris war, als die Revolution vor sich ging und mit Hölderlin in engstem Kontakt stand und an den Hölderlin am 10. Januar schrieb: »Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schamrot machen wird und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen.« Von Ebel gibt es die beiden, inzwischen als Faksimile erschienenen Bände *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz*, ein höchst lesenswertes Buch. Ebel gehört sicher zu denen, die am meisten zu dieser Idealisierung der Schweiz beigetragen haben, er wurde dann übrigens später Ehrenbürger im Kanton Zürich. Nun, ein neues Thema in diesem Zusammenhang ist der Tyrannenmord, wie er als an Geßler begangen überliefert ist. In den bisherigen Dramen Schillers hatte es einen Tyrannenmord nicht gegeben; auch die *Die Verschwörung des Fiesco* handelt nicht vom Tyrannenmord, höchstens aus der Sicht des starren Republikaners Verrina, aber nicht aus der Sicht des Dramas, eher kann man die Schädlichkeit dieses Tötens bedauern. Und das gilt nun auch für *Don Karlos*, der nicht den Dolch im Gewande trägt, wenn er sich zu König Philipp begibt; auch Wallenstein liegt eine Tötungsabsicht völlig fern, was immer man sonst gegen ihn sagen könnte.

Der Tyrannenmord ist also eines der neuen Themen. Und die Frage stellte sich, und stellte sich mir: Wie ist das zu erklären, dass der Tyrannenmord jetzt gutgeheißen und bejaht ist? Zur Humanität der Klassik, die ja immer bezogen ist auf die Humanität der Iphigenie, passt das ja nun gar nicht. Und in der Rezeptionsgeschichte hat man, wie ich finde, weit mehr den Apfelschuss als den Tyrannenmord herausgestellt. Diese neuen Themen, die es erst seit der *Wallenstein*-Trilogie gibt und die es vorher nicht gegeben hat, sind mit dem Tyrannenmord eng verbunden. Ich meine die Motive der Fremde, womit nicht das gemeint ist, was man heute Fremdenfeindlichkeit nennt, sondern die Motive der Fremde, zu der Begriffe gehören wie »Fremdling«, »fremdes Joch«, »Fremdbestimmung« oder »Fremdherrschaft«. Das wird von Schiller zum ersten Mal im Geschichtswerk über den *Abfall der Niederlande* behandelt, hier findet sich fast Kapitel für Kapitel ein Wort aus diesem Wortfeld. Im *Wallenstein* sind es die Söldner, die in diesem Bereich genannt werden müssen, Söldner aus Schottland, England, Frankreich, Spanien, Italien, sie alle sind versammelt in dem Rat, der die Ermordung des Feldherrn vorbereitet, ein Hinweis zugleich darauf, dass Söldner ja nicht töten für das Vaterland, sondern sozusagen das Handwerk des Tötens begleiten, ausüben. In der Friedensschrift von Kant von 1795 gibt es dazu einige abfällige Bemerkungen. Dieses Motiv der Fremde ist in der *Maria Stuart* nur kurz angedeutet, darin, dass sie nicht nach fremdem Recht abgeurteilt werden möchte, was sie aber nicht verhindern kann,

voll entfaltet dann in der *Jungfrau von Orleans* und natürlich auch und erst recht in *Wilhelm Tell*. Das ist das erste der neuen Themen, die es vorher nicht gegeben hat.

Das zweite neue Thema möchte ich das Vaterländische nennen. Die Hinwendung zum Vaterland, die bei Schiller nicht vorgegeben war – noch 1789, also im Revolutionsjahr, schreibt er an Körner: »Es ist ein ärmliches, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben. Einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich.« 1993, ebenfalls an Körner, heißt es dann: »Die Liebe zum Vaterland ist sehr mächtig in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig in mir.« Dieses Vaterländische erhält neue Nahrung durch die Schwabenreise, und er sieht auch, wie sein eigenes Land von französischen Truppen besetzt ist. Nun gibt es in der Biografie Hölderlins so etwas wie die vaterländische Wendung, womit ausgesagt ist, dass Griechenland nicht mehr das einzige Ideal und Idol ist, sondern dass Germanien hinzugekommen ist. Man spricht also von der vaterländischen Wendung und tut sich etwas auf diese vaterländische Wendung in der Forschung zugute. Ich möchte nun behaupten und habe auch behauptet, dass es vergleichsweise eine ähnliche vaterländische Wendung im dramatischen Schaffen Schillers gibt, aber mit anderer Zielsetzung.

J.B.: Bleiben wir vielleicht noch einen Moment bei dem Thema Tyrannenmord. Dieses Erkenntnisinteresse, das ja auch ihr Buch trägt: dass es im Grunde darum geht, diesen Tyrannenmord im Tell zu verstehen, geht einher mit einer Lesart von Schiller, die versucht, das theoretische und das dramatische Werk zur Deckung und in Einklang zu bringen. Herr Muschg, sind Sie damit immer einverstanden oder wie sehen Sie so eine Lektüre, also aus der Praxis des Schreibens heraus?

ADOLF MUSCHG: Zuerst bin ich Ihnen und dem Publikum natürlich die Bemerkung schuldig, dass ich dieses Buch mit großem Gewinn gelesen habe. Und verglichen mit der Beschäftigung Walter Müller-Seidels mit dem Thema ist meine Beschäftigung mit Schiller ein Aphorismus, bei ihm ist es eine Lebensbegleitung. Aber in diesem Rahmen und mit diesem Vorbehalt habe ich schon ein paar Fragen an ihn, gerade was den Tyrannenmord angeht, den ich sozusagen eine Spur weniger ernst nehme als Sie. Er begegnet mir zum ersten Mal in Amalias Lied in den *Räubern*, und zwar in der archetypischen Szene des Tyrannenmords, nämlich Caesar-Brutus. Also das Thema Tyrannenmord als verkleideter Vaternord ist bei ihm sehr früh angelegt und hat, glaube ich, mit anthropologischen und psychologischen Dingen mehr zu tun als mit politischen. Hat auch mit der Zeit an der Karlsschule zu tun, dem merkwürdigen Verhältnis zu seinem Herzog, das einerseits das des privile-

gierten Zöglings war, andererseits des Agenten für den Herzog, sozusagen des Spions bei seinen Mitschülern, die Ambivalenz, die sich ja nicht einfach reduzieren lässt auf das Verhältnis eines Republikaners zu einem tyrannischen Landesherrn – so war es gerade eben nicht. Das hat ihm ein Leben lang beschäftigt; und dass das beim *Tell* erscheint, ist für mich eher eine Marginalie, weil es ihm beim *Tell* – von meiner Position aus – auf etwas andere Dinge ankam.

Schiller hat den *Tell* ja einen Stoff genannt, auf den er von sich aus gar nicht gekommen wäre. Gut, Goethe hat den Stoff an Schiller weitergegeben, aber hat auch in einem Brief geschrieben: ›In Berlin hat es das Gerücht gegeben, ich sitze an einem *Tell*, und das hat mich dann motiviert, es ihm zu schreiben.‹ Und ein weiteres Understatement im Briefwechsel an Goethe ist es, wenn er sagt, dieser Stoff sei recht zum Fluch der Poesie zusammengewebt worden. Es war für ihn zugleich – er wusste ja, dass er sehr krank war und nicht mehr lange zu leben hatte im Jahr 1804 – eine letzte *tour de force* und zugleich der Beweis, dass der Stoff keine Gewalt über ihn hatte, auch nicht ein vaterländischer Stoff, auch nicht ein politischer Stoff, so wenig wie ein moralischer Stoff. Und das Paradoxe an der Geschichte war, dass gerade die ästhetische Gerechtigkeit, die er diesem Stoff hat angedeihen lassen, die interessante Vieldeutigkeit der Situation erzeugt: dass der Einzelne, Tell – wenn man so will – anarchistisch handelt, nämlich nicht in Übereinstimmung mit dem Kollektiv, das ohne ihn auf dem Rütli tagt, und dass durch einen Glückstreffer, der natürlich dramaturgisch sehr dankbar war, auch für das Berliner und vorher für das Weimarer Publikum, es zu einem Schauspiel kam, statt zu einer Tragödie. Für mich steht beim *Tell* der Versuch im Vordergrund, Dinge, die normalerweise zu einem tragischen Konflikt führen, zusammenzuführen zu einem Gewebe. Und die politische Pointe des *Tell* war, dass er gerade in dieser Form, nämlich in der Form der hochgradigen ästhetischen Gerechtigkeit, zu einem Träger der politischen Identität der Schweiz im 19. Jahrhundert geworden ist.

Ich habe kürzlich gesagt: Wenn man den Rütlichwur realistisch neu besetzen müsste, hätte ich mindestens einen dabei, den Herr Müller-Seidel nicht so gerne dabei hätte, das wäre Napoleon Bonaparte, der vollkommen unverzichtbar ist für die Entstehung der modernen Schweiz, weniger durch die Eroberung im Jahre 1798 durch die französischen Waffen, sondern durch die Mediation im Jahr 1803, wo er den Schweizern gewissermaßen den Frieden gebracht und die einheitliche helvetische Republik rückgängig gemacht hat. Natürlich hat er die Schweiz zu einem Satellitenstaat gemacht, aber er hat sehr viele Rechte, die die Revolution brachte, auch den Code civil, auch die Gleichstellung der Juden, vieles andere hat er behalten. Dass wir in der Schweiz Kantone haben und nicht Länder, ist das

Werk der Franzosen. Übrigens ist Schiller für mich ein sehr, sehr französischer Autor, da streite ich dann gerne noch ein bisschen weiter mit Ihnen darüber.

Aber auch bei der Fremde hätte ich ein paar Fragen: die größere Fremde als die, die mir in *Wallensteins Lager* begegnet oder wo immer, steckt für mich in Schillers Kategorie die Fremde des Lebens. Die Fremde des Lebens, das ist ein Begriff von philosophischer und existenzieller Tiefe, der sich sozusagen nicht auf der politischen Landkarte verzeichnen lässt, denn im Grunde bedeutet er das tief ambivalente Verhältnis, das dieser Autor gegenüber der Natur, einerseits als utopischem Wunschbild, als Idylle, andererseits als bloßer Natur, als gemeiner Natur, gehabt hat. Die Fremde des Lebens ist im Grunde – wie im *Mädchen aus der Fremde* – die Kunst von draußen, die von weit herkommt und nicht in der Sache selbst liegt, sondern mit ihrer Formung zu tun hat, mit der Art, ihnen den eigenen Geist, ihr auch die Form aufzuzwingen. Das geht keineswegs gewaltlos ab bei Schiller, das war alles andere als ein verzärtelter Autor. Aber auch aus der umgekehrten Perspektive ist das Leben, die Sinnlichkeit, das Fleisch, das Zeitliche, die Geschichte die Fremde – und von dieser Fremde muss man sich immer wieder seine künstlerische Heimat, die künstlerische Heimat des Werks, abzwängen. Das ist für mich die viel fundamentalere Kategorie. Sie hat politisch merkwürdige Nebeneffekte, die sich drei ›Eidgenossen‹ verdanken, von denen ich erst einen genannt habe, Napoleon Bonaparte. Der zweite ist Zar Alexander I. aus Russland, ohne dessen Intervention am Wiener Kongress es die bewaffnete Neutralität der Schweiz nicht gegeben hätte, die die Schweiz heute als ihr eigenes Patrimonium versteht. Natürlich ging es auch nicht ohne César de La Harpe, seinen Erzieher, seinen waadtländischen, jakobinischen Erzieher, der ihm gewissermaßen auch sein Schweiz-Lehrer gewesen ist. Alexander I. ist eine Schlüsselfigur für das Werden der Schweiz und die wichtigste ist Friedrich Schiller. Drei Ausländer, das tut mir besonders gut ...

Ohne Friedrich Schillers *Tell* und die ästhetische Gerechtigkeit, die erlaubt hat, dass die Franzosen im Jahr 1798 sich einbilden konnten, den Schweizern den Tell, den Tyrannenmörder, den Jakobiner, den Freiheitshelden zu importieren, ihnen ihre eigene Freiheit zurückzugeben. Dieser jakobinische Tell, lebte übrigens noch in den Arbeiterschützenvereinen im 19. Jahrhundert auf, die in der welschen Schweiz angingen. Sie vertraten ein linkes Rütli-Modell: Tell als Tyrannenmörder. Dann gab es Tell als Familienvater, den sozusagen konservativen Gatten der Hedwig, der – der Starke ist der Mächtigsten allein – die Familie schützt, eigentlich gar nicht an das Vaterland denkt, sondern als Individuum handelt. Das ist der liberale Unternehmer des 19. Jahrhunderts - der hat sich in diesem Tell wiedererkannt,

den Tyrannenmörder hat er in Kauf genommen. Aber das vielleicht Entscheidende ist die Reintegration der im Sonderbund-Krieg besiegten katholischen und konservativen Innerschweiz, dank Wilhelm Tell in der Schiller'schen Fassung in die Eidgenossenschaft, in der sie erstmal den Kürzeren gezogen hatte. Wenn Sie einmal auf dem Vierwaldstätter See reisen, können Sie auf Schillerstein lesen: »Dem Säng' Tells / Die dankbare Urschweiz«. Diese dankbare Urschweiz verdankt ihm nichts Geringeres als sozusagen die Rückkehr: Schillers Tell hat die katholische und konservative Urschweiz gewissermaßen in die liberale Schweiz integriert, die war damals ja *monocolore* von den liberalen, relativen Zentralisten regiert, und ihr ihre Würde wieder zurückgegeben. Darum lieben sie ihren Tell und er darf gar nicht erfunden sein. Sie kennen den Witz: »Ich weiß nicht, ob der Tell gelebt hat, aber ich bin sicher, dass er den Geßler erschossen hat.« Das ist eine ausgesprochen urschweizerische, innerschweizerische Pointe. Schon 1859 hat Gottfried Keller in seinem Aufsatz *Am Schillerstein* davon geredet, dass Friedrich Schiller im *Tell* die Schweiz sozusagen zu einem großen Männerchor organisiert hat. Die Frauenchöre standen noch auf einem anderen Blatt. Die Schweizer haben genauso wie die Deutschen ihre eigene Geschichte vergessen. Die deutsche fängt, ein bisschen pointiert gesagt, im Volksschulunterricht 1933 mit Hitler und dem Holocaust an. Dass es einmal die Revolution von 1848 und vorher noch einige andere Dinge gab, das lernt man im Geschichtsunterricht nicht mehr. Bei uns in der Schweiz lernt man nichts mehr darüber, dass die Schweiz eines der jüngsten Gemeinwesen Europas ist. Der neue Bundesstaat ist jünger als Belgien, er ist ein Produkt fremder Intervention; selber hätten wir das nicht geschafft, ohne die Franzosen wäre es nicht so weit gekommen, es musste diese Einheitsrepublik geben, damit es nachher überhaupt ein Minimum an handlungsfähigem Zentralismus gab. Die Schweizer Geschichte des 19. Jahrhunderts könnte die europäische Geschichte des 21. Jahrhunderts sein, das ist meine Hoffnung.

Sie sehen, für mich ist Schiller ein Europäer und als Europäer steht er mir viel näher bei Racine, den er wunderbar übersetzt hat, oder bei Baudelaire nachher, weil er in mancher Hinsicht viel moderner ist als Goethe. Goethe war breiter, aber Schiller war spitzer, und er hat sozusagen weiter in unser Jahrhundert hinüber gezündet, durch die Art der Radikalität, mit der er Stoffe behandelte. Das ist mein Schiller, und ich bin froh, dass ich mir den erobert habe, denn ich habe einen entsetzlich konventionellen, todlangweiligen Schiller, einen obligatorischen Schiller im Mittelschulunterricht vermittelt bekommen. Die armen Schauspieler des Schauspielhauses mussten jedes Jahr einmal den *Tell* aufführen, das war Schulpflicht, und ich weiß noch, wie die Schauspieler sich um diese Pflicht focht haben, wie sie Geßlers Auftritt markiert haben mit einem Galopp, als ritten sie auf

einem Steckenpferd, sie haben sich selber darüber erheitert, dass dieser Schiller, der aus Überakzeptanz zum Witz wurde. Heute ist er für mich wieder zu einem der allerinteressantesten und radikalsten Autoren deutscher Sprache geworden, das betrachte ich sozusagen als Teil meiner persönlichen Lebensleistung, und bin sehr, sehr dankbar dafür. Er ist modern, und dass Goethe ausgerechnet ihm neben Karl August und Napoleon die Eigenschaft des Dämonischen zugesprochen hat, was natürlich auf dem Hintergrund von Sokrates und der Antike zu lesen ist, das hat er für wenige Leute aufgespart. Goethe hat ja auch gesagt, er habe nie verstanden, warum man Schiller für einen demokratischen Autor gehalten habe. »Er war noch ein Aristokrat, wenn er sich die Nägel beschnitt«, sagt er zu Eckermann. Dieser Schiller, dieser luziferische Schiller, der gefallenen Engel, der interessiert mich, und der klassische Schiller kann mir eine Weile gestohlen bleiben.

W.M-S.: Kurze Gegenrede, die nicht ganz leicht ist, denn man muss vieles im Gedächtnis haben, um das vorzubringen. Was Sie zuletzt über die Moderne gesagt haben, ist mir aus der Seele gesprochen, der Europäer: gut. Aber der Befund des Vaterländischen und dessen, was ich vaterländische Wende nenne, liegt vor und will damit in Beziehung gebracht werden. Was den Tyrannenmord betrifft, so erlauben Sie mir die Differenzierung, dass es ihn im *Tell* gibt, in den *Räubern* nicht, da wird nur über Tyrannenmord gesprochen. Und ich überzeuge, dass Schiller nicht hinter dem steht, was dort von Karl Moor gesagt wurde. Was Sie über die Fremde des Lebens gesagt haben, da habe ich Bedenken deshalb, weil ich *Wallensteins Lager* viel mehr als eine Satire auf das Leben ansehe als dass so ernste Dinge wie die Fremde des Lebens dort ihren Platz haben könnten. Übrigens eine Nebenbemerkung: Das *Reiterlied*, das da vorgetragen wird, ist nicht von Schiller, sondern von dem Reiter. Schiller hat hier Rollenlyrik gedichtet. Und es ist nicht so, dass Schiller dahintersteht, hinter diesem »Und setzet ihr nicht das Leben ein, / Nie wir euch das Leben gewonnen sein«. Ich will aber zur Fremde noch etwas sagen: Ich bin gar nicht mehr dazugekommen, das eigentliche Motiv zu nennen, das ist nämlich ein philosophischer Befund, der dahinter steht. Es geht bei Schiller von einem bestimmten Augenblick an, seit den 1790er-Jahren, um Kants Selbstbestimmung. Sie ist ihm ein und alles, und alles Denken im Drama ist auf diese Selbstbestimmung gerichtet. Und das Motiv der Fremde ist das Gegenteil von Selbstbestimmung, also Fremdbestimmung, die dem Menschen, der Selbstbestimmung haben will, vorenthalten wird; und mit der Fremdbestimmung hängt die Fremdherrschaft zusammen, sodass Schillers Abneigung gegenüber Napoleon – Abneigung ist zu wenig, es ist eine Gegnerschaft – einen philosophischen Befund hat, der im Negativum der Selbstbestimmung liegt. Das macht diese Motivik der Fremde erst interessant.

A.M.: Ich fand wunderbar in Ihrem Buch, was Sie aus seinem Schweigen zu Napoleon gemacht haben. Dass ausgerechnet über den in der Tat nicht gesprochen wird, ist ein erstaunlicher Befund. Ich hätte eine andere Antwort darauf.

J.B.: Es gibt ja nun schon einen deutlichen Gegensatz zwischen dem, was Herr Muschg gesagt hat, und dem, was ich in diesem Buch gelesen habe, auch in der Art der Argumentation. Wenn Sie, Herr Muschg, jetzt über *Tell* gesprochen haben, haben Sie, wenn es um die Politik ging, wieder mehr um das Posthume, um die Nachwirkung gesprochen, während das Buch ja gerade die Gegenthese wagt, dass da intentional sehr viel politischer Stoff von Schiller hineingeschrieben wurde. Dazu würde ich gerne noch einmal etwas von Ihnen hören, auch zu dem, was er gesagt hat, als Replik.

A.M.: Um es etwas zuzuspitzen: Ein intentional politisches Stück sehe ich bei Schiller nicht. Aber ich sehe ein hohes Bewusstsein für die Wirkung eines Stücks. Natürlich wusste Schiller, was es bedeutet, wenn man *Wilhelm Tell* in Berlin, das nominell neutral, also nicht in die Koalition gegen Napoleon einbezogen ist, in Berlin durch Iffland aufführen lässt. Und das sind ja erstaunliche Sätze, wenn wir von *Tell* als politischem Dokument reden: »Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern« usw. Aber dann die berühmte menschenrechtliche Passage, wo es heißt: »Wenn uns kein Recht kann werden« – ich kann es nicht mehr wörtlich –, »dann haben wir ein Recht, es uns selbst zu holen«. Aber das ist für mich genauso Rollenprosa, wie das, was der Reiter in *Wallenstein* sagt.

W.M.-S.: Haben Sie Verständnis, dass ich damit nicht einverstanden bin?

A.M.: Natürlich. Darum streiten wir ja.

W.M.-S.: Ich bin natürlich völlig davon überzeugt, und lasse mich auch überhaupt nicht abbringen, dass es um eine eminent politische Intention im *Tell* geht, und möchte das dadurch belegen, dass ein Motivkreis bei Schiller ganz tragend wird, den das 19. Jahrhundert, auf das ich nicht so gut zu sprechen bin, einfach ausklammert. Das ist der Widerstand und das ist das Widerstandsrecht, das ist in den 1790er-Jahren in der Philosophie, auch von Kant, diskutiert worden. Hinter Schillers *Wilhelm Tell* steht die Aufrechterhaltung und die Rechtfertigung von Widerstand und Widerstandsrecht und dann, verehrter, lieber Herr Muschg, meine ich, geht es um zwei verschiedene Auffassungen von Politik. Was bei Napoleon und auch sonst begegnet, ist die alte Politik der Invasion, der Eroberungspolitik und

der Fremdherrschaft. Schiller verwendet den Begriff Politik anders. Er nimmt ihn als Mittel zu einem Zweck – und dieser Zweck ist der Mensch selbst. Politik ist für ihn Mittel dazu, dass der Mensch zu seinem Recht kommt, ich würde sagen: Mit Politik muss man sich der Menschlichkeit so weit wie möglich annähern, sie wird aber nie ganz erreichbar sein. Das ist etwas ganz anderes, als wenn Napoleon in Erfurt sagt, auf dem Fürstentag von 1808: »Politik ist jetzt das Schicksal«. Das ist genau mein Schiller nicht, denn Schicksal heißt hier: Politik ist jetzt alles, dem alles untergeordnet wird, das geht nach meiner Ansicht ins Totalitäre, genau diese Politik hat Schiller in seinen Dramen abwehren wollen.

A.M.: Da bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden. Trotzdem habe ich eine andere Nuance. Sie sagen, unter uns hier, als Deutsche, Europäer, Schweizer, was auch immer brauchen wir nicht über das Widerstandsrecht zu streiten.

W.M.-S.: Doch.

A.M.: Dass das im 19. Jahrhundert sozusagen obrigkeitlich wieder zurückgezogen wurde, nach 1848 eben, es aber gut gewesen wäre, es hätte mehr davon gegeben, in der politischen Kultur Deutschlands ganz besonders, da bin ich mit Ihnen einig, übrigens auch in der Schweiz. Aber ich würde Schillers Ansatz doch anders sehen. Für mich bleibt der Schlüsseltext Schillers *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Und da wird gewissermaßen kategorisch auf die Zumutung der Politik verzichtet, es wird ihr abgesagt. Sie wird es nicht schaffen, jene Annäherung, die wir uns beide wünschen, des Menschen an das, was der Mensch sein soll und sein kann, zu schaffen. Und das sagt Schiller ja auch als geteilter Mensch – ein großer Teil der deutschen Intelligenz, von Klopstock bis Wieland, aber vor allem natürlich Leute wie Georg Forster usw. haben eben die Franzosen nicht nur als Invasoren, sondern auch als Retter gesehen ... Mit verschiedenen Graden der Desillusion nachher, wie bei jedem großen Engagement.

Aber Schiller sah durch die Französische Revolution seine Selbstbestimmung als Person in höchster Gefahr, genauso wie Goethe. Denn natürlich war sie eine Herausforderung allererster Güte, natürlich waren viele ihrer Forderungen gewissermaßen auch in den *Räubern* potenziell angelegt. Ich bin übrigens mit Ihnen einig, dass es ein bisschen anders ist und dass die Erklärung Schillers zum Ehrenbürger der Franzosen einem Missverständnis entsprang, übrigens einem tragischen, denn der Mann, der sie unterschrieben hatte, Danton, dessen Kopf war bereits gefallen, als die Post den Ehrenbürgerbrief bei Schiller vortrug. Der war ihm auch sehr peinlich. Außerdem hatte er sein Brot, solange er in Deutschland war, von den

Fürsten zu essen, und er hatte Glück, wenn er einen Fürsten fand, für den die Französische Revolution und das, was sie verkörperte, diskutabel war. Schließlich muss man ehrlicherweise sagen, was an Bürgerrechten usw. durchgesetzt wurde, in Deutschland im 18. Jahrhundert, ist von oben gekommen: Denken Sie an das preußische Landrecht, denken Sie an den aufgeklärten Absolutismus in vielen deutschen Ländern, denken Sie an Goethes *Aufgeregte*, wo genau so argumentiert wird. Goethes *Die Aufgeregten*, sein Revolutionsstück, kein großes Werk, zeigt: Die Unordnung, die die Revolution produziert, ist die Ungerechtigkeit, die sie abschafft, und die Gerechtigkeit, die sie schafft, nicht wert oder wiegt sie nicht auf. Man wollte sich, auch Schiller, an dieser Geschichte nicht die Finger verbrennen.

Der Absprung in den ästhetischen Radikalismus ist kein Rückzug, sondern für mich die avanciertere Position als die Parteigängerei der Zeit. Schiller wusste, dass, wenn *Tell* in Berlin aufgeführt wurde, er die Hauptpassage streichen musste, und er hat eingewilligt. Das, was ich eben zitiert habe: »wenn den Menschen kein Recht kann werden« usw., das wurde in Berlin nicht gesprochen. Man kann sagen, Schiller war auf seine Weise zu opportunistischen Entscheidungen fähig. Natürlich, er hat an bestimmten Punkten nicht Widerstand geleistet, sondern sich wie Brecht verhalten: »Ich habe kein Rückgrat zum Zerbrechen ...« Aber der archimedische Punkt, der für Schiller unangreifbar war, war die Autonomie, verkörpert im Kunstwerk, im Kunstprodukt. Und dass er diese für primär ansieht, eigentlich für viel primärer als jede politische Stellungnahme – Opposition, wenn Sie so wollen –, das hat er in bestimmtem Sinne mit den Griechen gemeinsam. Perikles hat laut Thukydides in der Totenrede im *Peloponnesischen Krieg* genau so argumentiert: Warum haben diese jungen Männer Athens sterben dürfen für ihr Land? Weil es hier schöner zu leben ist, schöner in Athen, nicht besser, nicht reicher, schöner. Das war genau das, was Schiller bei den Griechen gesucht und geliebt hat. Burckhardt, mein Lieblingsphilosoph, weil er nie an den Fortschritt geglaubt hat, Jacob Burckhardt, sagt in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* im Grunde dasselbe. Die drei Potenzen Staat, Religion und Kultur, die er unterscheidet und die je ganz verschiedene Bedürfnisse des Menschen decken, die unter sich widersprüchlich sind, haben sich nur ganz selten in einer Art Balance befunden. Im vierten oder fünften vorchristlichen Jahrhundert in Athen, in ein paar Renaissancerepubliken vielleicht ... Ich referiere Burckhardt, nicht meine Meinung.

W.M.-S.: Also, Herr Muschg, über Burckhardt und Schiller müssen wir unbedingt noch sprechen, das ist ein wichtiges Kapitel meines Buches, sonst aber bin ich gespannt wie ein Regenschirm, was sie jetzt auf meine Gegenrede sagen. Ich halte – trotz meiner große Hochschätzung – die *Briefe über die ästhetische Erziehung* in

ihrer Anwendung auf die späten Dramen für überschätzt. Die *Briefe über die ästhetische Erziehung* gehen davon aus, dass sich durch Kunst schon alles regeln wird, und dass sich die Exzesse, die es in der Revolution gegeben hat, erledigen, wenn wir nur die Erziehung intensiv betreiben. Mit dem *Wilhelm Tell* hat er diese Position aufgegeben. Die *Briefe über die ästhetische Erziehung* sind nicht mehr auf den *Tell* anwendbar. Er hätte nicht den Tyrannenmord bejahen müssen, wenn die *Briefe über die ästhetische Erziehung* alles das erreicht hätten, was Schiller sich vorgestellt hat, als er sie schrieb. Aber über Schiller und Burckhardt müssen wir noch sprechen.

A.M.: Sehen Sie, Sie hängen an Ihrem Tyrannenmord und ich sympathisiere auch von Herzen damit.

W.M.-S.: Naja, ich denke auch an den 20. Juli.

A.M.: Natürlich. Ich bin fest überzeugt und gebe Ihnen auch Recht, dass Schiller endlich wieder zum Schreiben kommen wollte nach diesen theoretischen Schriften. Er hatte das Gefühl, er hat sich jetzt auch mit Kant ausreichend auseinandergesetzt, um seine individuelle Freiheit aufzubrechen, wohin er will, hinreichend begründet zu haben und begründet in der Autonomie des Kunstwerks, die eine heimliche Affinität und eine tiefere Identität hat mit der Zweckfreiheit des Individuums, wenn Sie so wollen, mit dem Kern jeder liberalen Verfassung. Das ist für mich eine ganz entscheidende Sache, vielleicht haben wir da in der Tat eine Differenz. Für mich ist der ästhetische Fundamentalismus, wenn ich es einmal so nennen darf, der ästhetischen Schriften, der *Ästhetischen Erziehung* per se hochpolitisch, und zwar nur als radikaler. Nicht, wenn ich das herunterbreche auf einzelne Motive – sie mögen mir so lieb sein wie Ihnen der Tyrannenmord und mir das Problem der Legitimität bei Schiller. Wenn ich Stücke von Schiller, so schön und intensiv, wie Sie das in Ihrem Buch gemacht haben, aus meiner Sicht rekapitulieren würde, würde ich den Impostor, den Angemaßten als Kernfigur nehmen. Im *Demetrius*, im *Warbeck*, im *Wallenstein*, überall ist es einer, der an seiner Legitimität fürs Amt berechnete Zweifel hat, weil er zweifelsfähig ist - das ist positiv – oder weil er ein Schwindler ist, ein Betrüger, ein Impostor. Das hat Schiller interessiert, fast bis zum letzten Augenblick. Dieses Legitimitätsproblem, das wäre mein Schiller.

W.M.-S.: Aber ehe uns die Zeit wegläuft, lieber Herr Muschg, wollen wir über Schiller und Burckhardt sprechen. Sie sagten, er sei Ihr Lieblingsphilosoph. Volle Zustimmung auch meinerseits, und nun stelle ich eine Affinität und eine Wahlver-

wandtschaft zwischen diesen beiden fest, das kann ja nur eine von Burckhardt zu Schiller sein. Bei Burckhardt finden Sie ein Votum für Geschichte unter dem Gesichtspunkt des leidenden Menschen, das werden Sie im deutschen Historismus nicht finden, das ist bei Schiller genauso. Und dann das andere, die Kritik an menschlicher Größe, da zieht das 19. Jahrhundert nur so weg mit Hegel und Ranke und Treitschke und wie sie sonst noch heißen ... Diese Kritik der Größe, der historischen Größe, hat Schiller mit Burckhardt gemeinsam. Und dann dieses wunderbare Wort von Burckhardt in der doch sehr kurzen Schillerrede von 1859, Max Piccolomini sei unter den Erfindungen Schillers das Höchste, das er hervorgebracht habe – ich hoffe, Sie stimmen mir zu.

A.M.: Wenn ich nicht Max Piccolomini, sondern einem anderen zustimmen darf, ja. Ich finde die Pointe, die Affinität zwischen Burckhardt und Schiller an einem anderen Ort. Sie haben vollkommen Recht mit dem, was Sie sagen. Aber was mir Burckhardts *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*, die er ja nicht publiziert hat, das waren Vorlesungen, bedeutsam macht, ist, dass er darin so viel üblichen Aberglauben, besonders seiner historischen Zeitgenossen, nicht teilt. Stellen Sie sich einen Augenblick die Akropolis in Athen vor. In einer Architekturskizze kann man gut die drei Potenzen illustrieren. Da gibt es ganz oben die Religion in Form des Parthenon – da steht aber keine Gottheit drin, der man Weihrauch spendet, sondern da steht die vergoldete Statue des Künstlers Phidias drin; auf der Südseite des Hügels das Theater – da sieht, erlebt und erlernt der Mensch, übrigens als Bürger, der als Mann ins Theater musste: » Mir ist nicht zu helfen.« Die Tragödie ist die Aporie. Natürlich kann man nachher über dieselben Stoffe lachen; das Satyrspiel erlaubt sich, über die Götter zu mokieren, da spielt derselbe Impetus, der in der Tragödie zur Ausweglosigkeit geführt hat, mit demselben Stoff weiter – das ist gewaltig. Da lernt also der Bürger, dass ihm nicht zu helfen ist. Und im Norden der Akropolis ist die Agora, da muss er sich selber helfen, mit genau den Mitteln, den sprachlichen, den Artikulationsmitteln usw., die er im Theater bei Sophokles und bei Aischylos gesehen hat. Was sagt Burckhardt dazu? Er sagt, im Grunde müssen Politik und Religion und Kultur kunstförmig werden, das gilt übrigens besonders für die Kultur, die nicht zu verwechseln ist mit dem, was wir darunter verstehen. Für ihn gehörte die Wirtschaft unter die Kultur. Sehr interessant. Und er sagt, wenn die Wirtschaft an die Macht kommt, ist es viel schlimmer, als wenn die Religion an die Macht kommt oder wenn der Staat totalitär wird, weil die Kultur, die wirtschaftliche Kultur, allen anderen die wirtschaftlichen Voraussetzungen, Fundamente wegfrisst – es wird alles Ware. Darum ist sehr wichtig, dass die Religion viel von der Kunst hat, aber auch die Kunst viel von der Religion, und der Staat viel

von der Kunst usw. Also mit anderen Worten: Alle drei Potenzen müssen, wenn es dem Bürger gut gehen soll, Künste werden, Staatskunst, Lebenskunst.

W.M.-S.: Aber die historische Größe, Herr Muschg?

A.M.: Aber an die hat er ja nicht geglaubt.

W.M.-S.: Das ist ja etwas Ungewöhnliches, dass es das bei Burckhardt gibt, und das gibt es nicht im Historismus. Meinen Sie, dass er Schiller vor sich gehabt hat, als er das Kapitel über die historische Größe schrieb?

A.M.: Ich fürchte, lieber Herr Müller-Seidel – Schiller wurde ja damals fast noch identifiziert mit einer Art von Größenkult. Ich erinnere mich, bei meinem verehrten Lehrer Emil Staiger habe ich einmal gewaltig gepunktet, als ich bei einem Germanistentreffen, als es darum ging, gescheite Dinge zu sagen und alle auch schon ein bisschen viel getrunken hatten, gesagt habe, ich wüsste, wer der größte deutsche Dichter sei. Und dann hat er gesagt: »Wer denn?« Und darauf habe ich gesagt: »Der größte deutsche Dichter: Goethe. Der größte deutsche Dichter: Schiller. Der größte deutsche Dichter: Kleist. Der größte deutsche Dichter: Hölderlin.« Ach, hatte ich es ihm recht gemacht. Heute würde ich jede einzelne dieser Pointen anfechten. Besonders auch, was die Größe angeht, wobei natürlich gilt: Schiller war groß, auch wenn er sich die Nägel beschnitt.

W.M.-S.: Ja, aber das ist eine andere Größe.

A.M.: Ja, das ist eine andere Größe. Staiger hat uns eine Geschichte erzählt, die habe ich nie wieder gefunden, aber vielleicht können Sie mir helfen. Als der sehr kranke Schiller auf dem Nachtopf saß, das war ja damals noch nichts Außergewöhnliches, da saßen auch Könige darauf, hatte er Besuch und begann ein ganz großes Thema zu perorieren und plötzlich merkt er, wo er sitzt, und wurde tiefrot. Staiger sagte: »Wenn ich ein Bild für Schillers Größe brauche, da ist es. Er vergisst, dass er auf dem Topf sitzt.« Der Dannecker'sche Schiller oder noch der Schiller in Weimar – wenn Sie diese Doppelstatue ansehen, diese Dioskuren, der Große von beiden, nicht nur physisch, ist Schiller.

W.M.-S.: Zwischenfrage: Können Sie verstehen, dass ich mit ihrem Lehrer Staiger manche Schwierigkeiten habe?

A.M.: Ja, ich auch, ich auch. Nur fürchte ich, das mit der vaterländischen Wendung hätten Sie wieder gemeinsam gehabt. Ich nehme Ihnen das Eine nicht ab - sonst

würde ich gerne mit Ihnen streiten, aber da möchte ich nur widersprechen: Die Vaterländerei, die hat Schiller bis zum Schluss, Gott sei Dank, nicht mitgemacht.

W.M.-S.: Damit wir uns nicht falsch verstehen: Wenn ich von der vaterländischen Wendung spreche, meine ich nicht die deutsch-nationale Vaterländerei des 19. Jahrhunderts, sondern Schillers republikanisches Vaterland, in dem Widerstand gegenüber tyrannischer Willkür jederzeit möglich ist, nicht das nationale Vaterland des 19. Jahrhunderts. Sind wir uns einig?

A.M.: Natürlich, aber es gab ja damals schon die Modelle à la Sand, dem Hingerichteten, wie hieß er mit Vornamen?

W.M.-S.: Karl Sand.

A.M.: Also schon zu Schillers Lebzeiten gab es den Widerstand, und es gab die Anfänge. Schlimm wurde es dann mit dem Wartburgfest usw., der großen deutsch-nationalen Melange, wo dann alles von ganz rechts bis ganz links unter einem Hut Platz hatte, daher kommt ja die schwarz-rot-goldene Fahne.

W.M.-S.: Aber das ist ja kein richtiger Widerstand.

A.M.: Ja, natürlich nicht. Ich bin mit Ihnen ja liebend gerne einig. Aber das Schlimmste, was die Franzosen den Deutschen angetan haben, ist in der Tat, die Inokulation, die Impfung mit Nationalgefühl. Das haben sie hingekriegt, also die nationale Befreiungsbewegung, die im Rückblick – vielleicht denkt die nächste Periode, die nächste Generation schon wieder anders darüber – für mich eine Quelle permanenter Allergie ist. Ich kann diese Turnväter Jahn und diese Körner junior und wie sie alle heißen, ich kann sie physisch nicht lesen. Es ist kein großer Dichter darunter, und ich möchte Schiller freihalten von dieser Nachbarschaft.

W.M.-S.: Aber das Vaterländische hat bei Schiller mit der Selbstbestimmung zu tun, denn er kollektiviert die Selbstbestimmung bis hin zur Selbstbestimmung ganzer Völker, das heißt, er nimmt Wilson vorweg. Und diese Kollektivierung der Selbstbestimmung ist im philosophischen Gespräch des 18. Jahrhunderts durchaus vorhanden, nachzulesen in dem wunderbaren Buch des Marburger Philosophen Reinhard Brandt über die Selbstbestimmung des Menschen. Es gibt also schon bei Schiller in der Vorstellung die Selbstbestimmung ganzer Völker und so des eigenen Volkes, also Vaterland ist Selbstbestimmung.

A.M.: Aber glauben Sie nicht, dass Schiller, wenn er jetzt das Pech gehabt hätte, ein Zeitgenosse des 20. Jahrhunderts zu sein, nicht genauso allergisch auf den Missbrauch der nationalen Selbstbestimmung reagiert hätte?

W.M.-S.: Ja, ja, natürlich.

A.M.: Denken Sie von Kosovo an aufwärts oder abwärts – im Grunde ist dieser Reflex von Gruppen- oder Clanbildung oder Aufladung für mich nicht zu retten. Natürlich geht es nicht ohne Identitätsgefühle, aber müssen sie vaterländisch sein? Können sie nicht grenzüberschreitend sein, können sie die Grenze nicht als Membran behandeln? Ich habe auf dem Wege hierher in einem Büchlein gelesen, das ich geerbt und nie angefasst habe, eine Schiller-Anthologie von Herrn Gleich-Rußwurm, das war der Ururenkel, glaube ich. Und da ist mir eines aufgefallen und das hat mir auch wohlgetan als Schweizer: Auf den ersten vier, fünf Seiten zeigt er für diese Passagen in seiner Anthologie die französischen Vorbilder, die bis in die Formulierung hineingehen. Schiller hat sehr viele solcher Formulierungen in seinen philosophischen Schriften, heute sind es Anglizismen, damals waren es Gallizismen, es sind französische Wendungen, die man plötzlich in der deutschen Sprache wiedererkennt. Natürlich war Französisch die Diskurssprache des 18. Jahrhunderts und der Aufklärung – Sie sehen, ich versuche gegen die Vaterländerei ein bisschen anzurücken –, aber dass seine *Phädra*-Übersetzung kein Zufall war und nicht nur Brotarbeit, das liegt für mich auf der Hand. Für mich ist Schiller einer der ganz wenigen französischen Dichter deutscher Sprache, verzeihen Sie mir, das sage ich in Marbach, wo er geboren ist, aber ich meine damit etwas ganz Präzises. Wenn einer eine gewisse Affinität zu Napoleon, auch zu den Gefahren gehabt hat, vielleicht nicht zu Napoleon, aber zu Bonaparte, dann war es Schiller. Nein? [Sieht Müller-Seidel fragend an; Müller-Seidel, Muschg lachen.] Wir wollen Ihnen ja auch etwas zeigen hier. Ich überziehe ein bisschen. Ich weiß, dass er ein deutscher Dichter ist, aber man hat mir so lange gesagt, er sei eigentlich ein Schweizer Dichter, dass ich jetzt unterdessen das Bedürfnis habe, ein Land zu überspringen.

W.M.-S.: Wir sollten in der Zeit, die wir noch haben, über Goethe und Schiller sprechen, auch im Hinblick auf das Napoleonbild und auch im Hinblick darauf, dass es mir vorkommt, als sei eine zu harmonistische Vorstellung über die Freundschaft vorhanden, auch bei Safranski. Am 9. März 1802 schließt Goethe in einem Brief an Schiller ein geschichtspessimistisches Bild mit der Bemerkung: »Alles geht dahin, was wir Philosophen die Freiheit nennen. Aber da gibt es ja noch den herrlichen und herrschenden Bonaparte«. Das ist sein Trost, das ist seine *consolatio philo-*

sophiae. Schiller antwortet darauf nicht, und nie wieder wird der Name »Napoleon« oder »Bonaparte« in diesem Briefwechsel gebraucht. Das zeigt mir, dass es Dinge gibt bei den beiden, wo sie durch Welten voneinander getrennt sind – das mit Napoleon ist das eine, die Todesstrafe ist das andere. Goethe war nicht unbedingt für deren Abschaffung, am Ende der *Maximen und Reflexionen* heißt es: »Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts, die Todesstrafe abzuschaffen, wird wohl schwer halten.« Bei Schiller müsste es heißen: »Wenn man die Todesstrafe abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts.« Die beiden Dichter waren vielfach durch Welten getrennt, aber meine Bewunderung gilt der Tatsache, dass die Freundschaft nicht zerbrochen ist, nicht zerbrechen konnte, obwohl sie in vielen Dingen so weit voneinander getrennt waren. Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen.

A.M.: Es fängt ja toll an ... In den Briefen an Körner gebraucht Schiller eine Sprache, die einen vibrieren lässt. Er sagt: »Er [Goethe] kam mir vor wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muss, um sie vor der Welt zu demütigen.« Das ist Schiller, und er hat keinen Moment der Ergießung, das ist der ganze sächsische Freundschaftskult, der natürlich aus lauter Ergießungen bestand, und dann kam etwas, was für mich in der deutschen Geschichte einmalig ist. Ich glaube, dass sie beide mit ihrer Analyse, *privatim*, auch vor dem innersten Gewissen vollkommen übereingestimmt hätten. Die Differenz war riesig, aber sie haben es fertig gebracht, diese Differenz produktiv zu machen. Sie haben von allem Anfang an gewusst, dass in ihrem Verhältnis sozusagen oft ein ungeschriebener, oft auch ausgedrückter Pakt, eine Koalition, ein Bündnis – auch gegen andere Literaten – nicht zu trennen war von persönlicher Nähe. Jeder hatte andere Freunde. Wenn man Goethes Busenfreunde ansieht, den nun wirklich nicht wahnsinnig interessanten, aber liebenswürdigen Meyer, den ebenfalls wenig interessanten Zelter - große Freunde hat Goethe eigentlich so wenig ertragen wie mein ehemaliger Verleger Siegfried Unseld, der Nachfolger, das ist einfach so.

Schiller war die einzige Ausnahme, wo Goethe einen nicht nur hat gelten lassen, sondern auf eine tiefe, auch edle Weise adoptiert hat. Schiller äußert sich einmal über den Charakter Goethes, die Stelle habe ich auch bei Gleichen-Rußwurm gefunden, und spricht dabei in erster Linie vom großen »Zartsinn« Goethes. Damit meint er etwas so Irdisches wie die Tatsache, dass er ihn hat ausruhen lassen, wenn er nicht mehr konnte; er war ja einer, der sich dauernd selbst überfordert und vergessen hat im Gespräch, und wenn man dem Bericht der Anatomen glauben kann, dann zeigte sich bei der Sektion, dass eigentlich kein einziges Organ mehr funktionsfähig gewesen war. Schiller hat die letzten sechs, sieben Jahre lang

eigentlich nur vom Willen her gelebt. Und wenn einer im Grunde so krank ist, wie Schiller es war, und einen Freund hat, auch einen Protektor, einen Beschützer wie Goethe, dann bildet sich ein Kern menschlicher Freundschaft und diese Art von Takt. Nach den großen anfänglichen Briefen wird die Korrespondenz relativ geschäftsmäßig, da handelt sie tatsächlich nur noch von den Dingen, die in einem ganz nahen Verhältnis wichtig sind: »wann kann ich nach Hause?«, »ich kann Sie jetzt nicht besuchen, weil usw.« In diesen Dingen, glaube ich, war die Freundschaft solider als es beide sonst gefunden haben, und das ist bei Leuten dieses Formats die Ausnahme.

Sie hatten nicht das Bedürfnis, sich gegeneinander zu profilieren. Für mich hat den schönsten Satz über dieses Verhältnis Schiller gebraucht, wenn er ihn auch gar nicht auf Goethe gemünzt hat – ich habe auch ein bisschen besser Deutsch gelernt nach diesem Satz –: »Weil er der Glückliche ist, kannst Du der Selige sein.« Der Glückliche ist Goethe, das ist klar, wobei ganz viel zu diesem Wort zu sagen wäre; aber der Selige ist der, der den Glücklichen ansieht. Der Selige ist nicht glücklich, aber er ist glücklich, dass der andere glücklich ist.

W.M.-S.: Ist es nicht so, dass er nach dem Tode Schillers noch viel intensiver über ihn spricht als zu Lebzeiten?

A.M.: Er macht ihn zur Legende.

W.M.-S.: Zum Mythos.

A.M.: Ja, es gab einen Schillerkult. Und er hat Schiller natürlich auch mit Wonne ausgespielt gegen die kleinen Buben, die nachwachsen, gegen die Epigonen. Diese Paarbildung war natürlich zu gut, um nicht ein Leben lang kultiviert zu werden, und Goethe hat das redlich getan. Er hat mit dem toten Schiller sozusagen ganze literarische Richtungen beerdigt.

J.B.: Aber solche Legendenbildungen können ja auch dazu beitragen, einen Dichter in der Nachwelt irgendwann kalt zu stellen ... Was mir so gefallen hat an Ihren Beiträgen war, dass es im Grunde gar nicht gilt, die Modernität Schillers zu betonen – Modernität, das klingt schon wieder so historisch –, für mich war es eigentlich mehr, was Sie gemacht haben: Sie haben die Gegenwärtigkeit betont, indem Sie das Werk wieder als Kunstwerk wahrgenommen haben und als Kunstwerk uns demonstriert haben. Und ein Kunstwerk, wenn es wirklich eines ist, das ist ja immer gegenwärtig, das ist nicht historisch.

A.M.: Ich möchte etwas ganz Ketzerisches sagen, Herr Bürger. Als Sie zu Beginn Schillers wunderschönes Gedicht gelesen haben, da habe ich gedacht: »Das ist genau nicht der Schiller, den ich wieder hören möchte.« Es geht schon ein bisschen Richtung Friederike Kempner. Entschuldigung, aber von Friederike Kempner her werden diese Leierverse Schillers schwer erträglich.

J.B.: Ich habe auch Probleme mit dem Lyriker Schiller, aber ich fand das einen guten Anlass, auch noch einmal auf die Reliefs hinzuweisen [alle drei lachen]. Lassen Sie mich – wir müssen auch zum Schluss kommen –, Herr Müller-Seidel, auf die vielleicht erst ein bisschen platte Eingangsfrage, die ich gestellt habe, zurückkommen. Wenn man sieht, wie Adolf Muschg Schiller gegenwärtig gemacht hat: Was ist denn für Sie dieser gegenwärtige Schiller, der Sie immer wieder und über sechzig Jahre zur Auseinandersetzung mit Schiller getrieben hat? Worin besteht für Sie diese Modernität Schillers?

W.M.-S.: Ich sehe die Modernität darin, dass Schiller gegenüber dem Bestehenden eine Opposition entwickelt, die ich in Analogie sehe zur Opposition der modernen Lyrik gegenüber einer technisch-zivilisatorischen Fortschrittlichkeit, bei der das Menschliche das Nachsehen hat oder auf der Strecke bleibt. Ich finde, eine Analogie Schillers gegenüber dieser falschen Moderne, die mit der heutigen Moderne übereinstimmt. Habe ich mich deutlich ausgedrückt?

A.M.: Sehr. Ich glaube auch so, dass ich mich von Herzen einverstanden erklären kann. Ich würde es aber jetzt im Politischen jetzt noch ein bisschen genauer wissen wollen. Für mich ist Schiller, wenn Sie die Analogie erlauben, an der Stelle, die Adorno in den 60er-Jahren eingenommen hat, wo man ihm Rückzug, Eskapismus, Flucht in die Klassik oder Flucht ins Ästhetische vorgeworfen hat. Das war ja der wirkliche Vorwurf: Flucht ins Ästhetische. Und im Rückblick hat man das Gefühl, dort war noch einmal die Kernfrage, über die wir hier an diesem Tisch verhandeln, auf eine ganz pointierte Art und Weise gestellt. Ich war einer von den Barbaren, als die Barbaren versucht haben, Schiller abzuservieren, in Adorno, und es ist ihnen leider, was die Lehrpläne angeht, beinahe gelungen. Schiller ist bis vor kurzem mausetot gewesen; heute, Gott sei Dank, nicht mehr. Aber was die 68er, für die ich viel Sympathie habe und zu denen ich auf meine Art gehört habe, gemacht haben, was sie sich geleistet haben an Dummheit gegenüber Figuren wie Schiller, das hat etwas mit der Überschätzung des politischen Engagements zu tun, dessen ich mich nicht mehr schuldig machen möchte. Und es gibt keinen Führer, der einem auf saubereren Boden hilft mit dieser Opposition gegen politische Kurz-

schlüsse als Schiller. Darum möchte ich seine ästhetischen Schriften nicht gerne hergeben.

W.M.-S.: Ja, ja, d'accord.

J.B.: Meine Damen und Herren, lieber Adolf Muschg, lieber Herr Müller-Seidel, ich finde, das war ein wunderbares Schlussstatement. Ich habe das Gefühl, dass hier so viel Diskussionsstoff auf dem Podium war, dass ich mich total zurückhalten konnte. Das ist ja wunderbar, denn die besten Moderationen sind ja die, die sich selbst überflüssig machen. Aber ich habe das Gefühl, wenn wir jetzt eine Pause einlegen würden, könnten wir wahrscheinlich noch zwei Stunden weiterreden und wieder bei Kant, bei Napoleon beginnen. Das machen wir natürlich nicht, aber unten ist die Cafeteria geöffnet, es gibt auch Bücher zu kaufen unten, von beiden, die auf dem Podium sitzen. Ich danke noch einmal beiden fürs Kommen, ich danke Ihnen für das Mitmachen, für das Ausprobieren dieses Saals. Ich habe das Gefühl, es ist gelungen und hoffe, Ihnen geht es genauso. Einen schönen Abend noch.